Archiv

für

systematische Philosophie

in Gemeinschaft mit

Wilhelm Dilthey, Benno Erdmann, Christoph Sigwart, Ludwig Stein und **Eduard Zeller**

herausgegeben

von

Paul Natorp.

Neue Folge
der
Philosophischen Monatshefte.

VII. Band.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1901.

Archiv für Philosophie.

II. Abteilung:

Archiv für systematische Philosophie.

Neue Folge. VII. Band 3. Heft.

X.

Empirische und rationale Methode in der Philosophie.

Dargelegt an einer Besprechung von Ehrenfels, System der Werttheorie.

Von

Franz Staudinger in Darmstadt.

Vor einigen Jahren hat Ch. v. Ehrenfels in einem dreibändigen Werke (wovon uns die beiden ersten Bände vorliegen) den Versuch gemacht, die philosophische und die ökonomische Wertlehre in systematisch einheitliche Verbindung zu bringen. Der Gedanke ist sehr zu begrüssen und die Arbeit selber ist durchaus fleissig und gewissenhaft zu nennen; viele scharfsinnige und treffende Einzelbeobachtungen verdienen entschieden Anerkennung. Allein wenn wir das betonen, so müssen wir leider hinzufügen, dass das Ergebnis dem aufgewendeten Fleisse keineswegs entspricht.

Wenn dem so ist, so muss der Grund darin liegen, dass Verfasser einer Methode folgt, die es auch dem sorgsamen und scharfsinnigen Manne unmöglich macht, genügende Leistungen zu Tage zu fördern. Dem ist in der That so. Verfasser will nämlich die in der Oekonomie von Menger, Wieser, Böhm v. Bawerk und anderen ausgebaute empirisch-induktive Methode für die Philosophie fruchtbar machen, insbesondere die Wertlehre, die sie, im Gegensatz zu der nach analytischer Methode entwickelten Wertlehre von K. Marx, zu vertreten sucht, weiter ausbauen und ihre allgemeinen Grundlagen aufsuchen. Er meint, diese Wertlehre

stehe durchaus auf der Höhe der Zeit und könne auf philosophischem Gebiete brauchbare Ergebnisse zu Tage fördern. Das ist aber ein schwerer Irrtum. Den Nachweis dafür wollen wir im folgenden erbringen und an einer Reihe charakteristischer grundlegender Beweisgänge zeigen, wie unmöglich ein solches Unternehmen ist.

Ehrenfels stützt sein Gebäude zunächst auf eine Theorie des Fühlens und Begehrens, in ausdrücklichem Gegensatze zu denen, welche das Wesen des Werts — wie Verfasser meint — in den Objekten, statt im wertenden Subjekte suchen wollen. Die Sprache nehme das Wort oft metaphorisch; wenn man es dann im eigentlichen Sinne verstehe, so mache man den Wert zu einer Eigenschaft oder einem Bestandteile der äusseren Dinge. Er werde dann eine „übersinnliche Essenz“ der Dinge, „welche diese unabhängig vom subjektiven Verhalten des Menschen haben“, „deren Vorhandensein“ sie „dem Menschen erst begehrbar macht“ (S. 2).

In dieser Alternative steckt bereits der erste grundlegende Fehler. — Es ist freilich ganz richtig, dass der Wortgebrauch den „Wert“ derart fasst, als ob er den Dingen als solchen anhafte. Und es ist vollständig zuzugeben, dass es eine solche mystische Wertessenz in den Dingen nicht giebt. Aber damit ist doch noch lange nicht gesagt, dass die andere Seite der Alternative richtig ist. Der Sprachgebrauch verfährt z. B. mit anderen Worten, wie Besitz, Erbschaft, Steuer etc. in der Weise, dass er den besessenen, vererbten, bezahlten Gegenständen eine Eigenschaft beilegt, die weder ihnen selber noch den Individuen zukommt. Diese Eigenschaft bezeichnet hier vielmehr ein gesellschaftliches Verhältnis, d. h. ein durch bestimmte gesellschaftliche Zustände bedingtes Verhältnis zwischen Personen und Sachen. Aehnlich könnte es doch auch mit dem Worte „Wert“ zugehen. Bei dem Warenwert ist es sogar genau so.

Es ist daher voreilig, zu sagen: „Nicht deswegen begehren wir die Dinge, weil wir jene mystische, unfassbare Essenz ‚Wert‘ in ihnen erkennen, sondern deswegen sprechen wir den Dingen Wert zu, weil wir sie begehren.“ Mit solcher Behauptung geraten

wir in einen niedlichen Zirkel, aber keinen Schritt voran; diese Behauptung ist genau so wahr wie ihr Gegenteil. Das Schwein findet die Eichel, die es aufgewühlt hat, wertvoll, weil es sie begehrt, und es begehrt gerade sie, aber nicht das Steinchen daneben, weil es sie wertvoll findet. Wollen wir uns darauf versteifen, eine dieser beiden Seiten als allein wahr anzusehen, so bekommen wir von der zweiten aus die „mystische Essenz", von der ersten aus den Satz: Aller Werte Mass ist des Momentes Begehren!

Wäre aber letztere Alternative richtig, so gäbe es *keine Werttheorie*, sondern nur eine *Klassifikation der Wertformen*. Wer sich damit begnügen will, mit dem haben wir nicht zu streiten. Aber Ehrenfels will mehr leisten, als solche Herbariumsarbeit, er will eine Theorie, er will Wertzusammenhänge und sogar Wertnormen aufstellen.

So etwas aber ist, das müssen wir behaupten und erweisen, von seiner Grundvoraussetzung aus total unmöglich. Wird es dennoch versucht oder gar scheinbar geleistet, so kann es nur dadurch geschehen, dass etliche in der Grundvoraussetzung fehlende Mittelglieder sich ganz unvermerkt einschleichen. Und das ist denn auch wirklich bei Ehrenfels in ausgiebigstem Masse der Fall.

Zunächst beruht schon die genannte Alternative auf einer ihm unbewussten *Vermengung zweier grundsätzlich verschiedener methodisch grundlegender Gesichtspunkte*. In dem Satze: „Wir begehren die Dinge, weil wir sie für wertvoll halten", bezeichnet „weil" die *logische Bedingung* des Begehrens in dem Satze: „Wir sprechen den Dingen Wert zu, weil wir sie begehren", bezeichnet dagegen das „weil" die *psychologische Ursache, aus der die Wertschätzung hervorgeht*. Von einem „Entweder — Oder" kann also schon deshalb zwischen beiden Sätzen gar keine Rede sein. Wir haben hier die *landläufige Vermengung zwischen zwei methodisch grundverschiedenen Gesichtspunkten*, dem *genetischen* und dem *funktionellen* (analytischen) vor uns, eine Vermengung, die heute in Philosophie und Oekonomie recht ärgerliche Trübungen hervorruft.

Gerade in Werken der österreichischen Schule, z. B. bei Böhm-Bawerk, ist sie charakteristisch [1]).

Jene beiden Gesichtspunkte unterscheiden sich meistens höchst einfach. Es wird niemanden einfallen, einen mathematischen Lehrsatz über das Dreieck aus den Handbewegungen dessen beweisen zu wollen, der das Dreieck gezeichnet hat. Aber in anderen Fällen, besonders da, wo genetische und funktionelle Beziehungen sich verquicken, ist die Unterscheidung nicht so leicht. Gerade hier ist sie jedoch doppelt nötig. Bei der Wichtigkeit, die solche Unterscheidung für unsere vorliegende Frage hat, wollen wir sie noch etwas genauer ansehen und sodann die Anwendung auf die Darstellung des Wertbegriffs machen, damit die weitere Kritik daran anknüpfen kann.

Wenn wir, einen eben wahrgenommenen Vorgang schildernd, mitteilen, ein Gemenge von Wasserstoff und Sauerstoff sei durch Hinzutritt des elektrischen Funkens in Wasserdampf verwandelt worden, so haben wir den Sachverhalt einfach als genetischen Zusammenhang betrachtet, die Genese des Wasserdampfs dargelegt. Wenn wir aber in demselben Vorgang die Funktion des Funkens als des die Verbindung bedingenden Elements herausheben, so haben wir in der genetischen Kette eine funktionelle Beziehung herausgehoben. Alles andere ist uns dabei nebensächlich, bezw. blosse Voraussetzung. Wenn der Physiologe das Zusammenwirken von sensorischen und motorischen Nerven untersucht, so untersucht er freilich auch genetische Vorgänge; aber er will nicht die Abfolge als solche, sondern den bestimmten funktionellen Zusammenhang in ihr erkennen. Von den Ursprüngen des beobachteten Zusammenhangs, der Entstehung der Nerven, ihrer Ernährung durch Verdauung und Blutumlauf etc. sieht er zunächst ab. Erst dann, wenn er die Art der Nervenfunktion im allgemeinen erkannt hat, fragt er etwa, welche Modifikationen sie durch Veränderung der Blutzufuhr etc. erleidet.

Ganz ebenso ist es in unserem Falle. Wenn wir nicht

[1]) Ein Beispiel davon habe ich in einer Artikelserie über „Marxismus und Bodenreform" in der „Deutschen Volksstimme" (Berlin, Harrwitz) 1900, S. 339 f. mitgeteilt.

bloss auf eine Beschreibung der Wertschätzungen, sondern auf eine Bestimmung der Werte abzielen, so müssen wir fragen, ob es irgendwelche Elemente giebt, in denen so etwas wie Wert objektiv greifbar zu finden ist. Von den noch allzu sehr im Dunkel liegenden psychologischen Ursprüngen der Wertung, von den Gefühlen, muss man da vielleicht zunächst absehen, oder besser, sie als selbstverständliche Vorbedingungen voraussetzen.

Solche Gebilde, in denen eine Wertrelation unmittelbar und objektiv zu Tage tritt, giebt es nun gar mannichfach, sowohl im gesellschaftlichen wie im individuellen Leben. Wenn wir vom Geldwert, vom Kunstwert, vom wissenschaftlichen Wert etc. reden, so haben wir ungesucht eine ganze Reihe von Beziehungspunkten, in Bezug auf die etwas für „wert" erachtet wird. Und wenn wir nun diese Beziehungen analysieren, so finden wir, dass jeder dieser Beziehungspunkte ein mehr oder minder umfassendes Ziel ist, dem die wertgeschätzten Dinge oder Handlungen etc. als Mittel dienen.

Das objektiv fassbare Verhältnis von Mittel und Ziel ist somit das Gemeinsame aller Wertrelation. „Wert" hat ein Ding, wenn es als Mittel zu einem Ziele fungiert und nur in dieser Relation. Sie allein ist somit für uns Gegenstand der Untersuchung. Aus welchen Ursachen die Ziele selber hervorgehen, das kommt bei dieser Erforschung ebenso wenig in Betracht, wie die Frage nach der Entstehung und Ernährung der Nerven dann in Betracht kommt, wenn bloss deren Funktion zu untersuchen ist. Wer aus den Entstehungsursachen der Ziele, etwa den Gefühlen, die Wertrelation ergründen will, handelt ebenso verkehrt wie der, welcher aus den Ursachen der Nerven, oder deren Ernährung, deren Funktion erklären wollte.

Diese Wertrelation Mittel—Ziel befindet sich zunächst in einem geistigen Gebilde, das man Zweck nennt. In ihm ist zu unterscheiden der zum Ziele leitende Trieb, das Bewusstsein des Ziels, die Erkenntnis, dass es nur durch die und die Mittel zu erreichen ist, und die Bestimmung des Willens, diese Mittel zu ergreifen. Aber die Wertrelation Mittel—Ziel selbst hat mit diesen letzten Bestandstücken des Zwecks direkt nichts zu schaffen. In-

direkt freilich kann man die klare Erkenntnis der Mittel oder ihre willige Inangriffnahme selber als Mittel werten, ja sogar die Gefühle, die zum Ziele treiben, können eventuell unter solchen Gesichtspunkt treten; so, wenn man das wohlgebildete Geschmacksgefühl als gutes Mittel zur richtigen Auswahl der Speisen betrachtet. Daraus, dass letztere Betrachtung möglich ist, entspringt wohl die Neigung, die in dem Urteil über die Beziehung zwischen Gefühlsantrieb und Ziel enthaltene Wertung kurzerhand der ursprünglichen Beziehung als solcher beizulegen. Bei populärer Betrachtung mag das hingehen, aber bei genauerer Analyse giebt es da Wirrnisse, wie oben unser Beispiel vom Schwein und der Eichel gezeigt hat.

In jedem Falle bleibt das einmal vorhandene Ziel, gleichviel, woher es stammen möge, der greifbare Massstab für alles, was in Bezug darauf als Mittel dienen kann. Je nach der Tauglichkeit, Notwendigkeit, Schwierigkeit hierfür werden die Mittel gewertet. Diese Wertung geschieht somit nicht mittels des Gefühls als solchen, sondern mittels der Einsicht in die betreffende Beziehung des Mittels zum Ziele. Dass diese Einsicht auf primitiven Stufen dunkel und stark gefühlsbetont ist und es infolge der Gewöhnung auf späterer Stufe wiederum werden kann, das bietet keine Gegeninstanz. Wenn wir klar bewusst von Mitteln und Zielen reden und abwägen, da ist die Einsicht ausschlaggebende Instanz für die Beurteilung des Wertes der Mittel. Denn sonst könnten wir überhaupt nicht von Mitteln zum Ziele, sondern nur von natürlichen Abfolgen reden.

Nun sind die Ziele, die im Laufe des Individuallebens, wie in der Menschengeschichte entstehen, gar verschiedener Art. Es giebt danach ebenso viele Wertmassstäbe, wie es Ziele, ebenso viele Wertungen, wie es Erwägungen über die Mittel zu ihnen giebt. Diese vielen Ziele würden nun einen Streit auf Leben und Tod um ihre Mittel führen, wenn kein Ausgleich zwischen ihnen möglich wäre. Was zu einem Ziele dient, widerstreitet leicht dem, was zum anderen führt. Und auch dann, wenn sie sich gruppenweise zusammenschliessen und ordnen — oft auf wenig bewusste Weise —, hört der Streit nicht auf. Die verschiedenen Zweck-

gruppen führen Streit im Individuum wie in der Gesellschaft; und jede Gruppe wertet anders, der Deutsche oft anders als der Engländer, der Agrarier anders als der Sozialist.

Diese Gruppen, die sich heute in Staat und Gemeinde und zwischen den Staaten streiten, sollen nun, wie der gemeine Sprachgebrauch sagt, aus der Verschiedenheit „der Interessen" hervorgehen. Das ist richtig, wenn man an die Ursachen denkt, die, beiläufig bemerkt, freilich nicht stets mit den bewussten Motiven zusammenfallen. Aber es ist falsch, wenn man betrachtet, dass diese Ursachen und Motive selber wieder bedingt sind durch die bereits vorhandenen Lebenszusammenhänge, denen die einzelnen Zwecke sich teils unbewusst anpassen, teils bewusst anpassen müssen.

Hieraus ergiebt sich, dass die individuellen Gefühle und Strebungen, aus denen unser Empirist die Wertungen ableiten möchte, im Lichte weiterschauender Empirie in wesentlichster Weise sowohl bedingt als verursacht werden von objektiven Zweckzusammenhängen, die er seinerseits kurzsichtig als „Summe" oder als „Ergebnis" der subjektiven Strebungen und Wertungen erklären möchte. Davon jedoch später.

Wollten wir nun die Geschichte jener Zweckgruppen verfolgen, so würde sich herausstellen, dass sich die Zusammenhänge zwischen ihnen im Laufe der Zeit immer mehr bereichert und verfeinert haben, und dass in dem Masse, als dies geschah, auch die brutalen Kämpfe zwischen ihnen seltener geworden sind. Und dann wäre es vielleicht möglich, aus solcher Empirie — oder aus der Einsicht in die solcher Empirie zu Grunde liegende Gesetzmässigkeit eine Folgerung abzuleiten. Nicht etwa eine prophetische Folgerung für die Zukunft, dass die Entwickelung so weiter gehen werde. Dass hoffen wir ja allerdings, aber hier haben wir nichts zu prophezeien. Nein, wir meinen die einfach logische Folgerung: Völlig zureichende Ausgleiche der verschiedenen Wertungen sind nur unter der Bedingung möglich, dass die verschiedenen Zweckgruppen einen gemeinschaftlichen Zweckzusammenhang bilden.

Hieraus folgt denn unmittelbar, dass jede einzelne Wertung

vernünftigerweise letztgiltig auf dem Gedanken gemeinschaftlichen Zweckzusammenhanges fussen muss. Letztere Wertung ist die höchstmögliche Wertung, oder umgekehrt ausgedrückt, der gemeinschaftliche Zweckzusammenhang muss das letztgiltige, objektive Ziel sein, dem alle gegebenen Ziele sich anzupassen haben. Woher die Einzelziele also stammen und zu welch besonderem Behufe sie auch da sein mögen: diesem letztgiltigen Ziele gegenüber spielen sie die Rolle von Mitteln, und ihren letztgiltigen Wert erhalten sie nach Massgabe ihrer Notwendigkeit oder Zulässigkeit in Bezug auf dieses letztgiltige, — das ethische — Ziel.

Das wäre denn ein allgemeiner Massstab, der, um in v. Ehrenfels' genetischer Sprechweise zu reden, wirklich dem „Begriffe der Zielfolge“ entspringt. Ehrenfels meint freilich (I. 157), es liessen sich keine allgemeinen und notwendigen Werte, wohl aber allgemeine und notwendige Bestandteile von Zielfolgen angeben. Er bleibt also ratlos in den Einzelzielfolgen stecken. Und doch betont er an gleicher Stelle, der „Begriff der Zielfolge sei es, welcher die Erkenntnis und Präzisierung“ „der allgemeinen Lebenserfordernisse der animalischen Organisation“ ermögliche. Man sollte meinen, das müsse ihn auf den richtigen Sachverhalt geradezu stossen.

Setzen wir statt „Zielfolge“ das Wort „Zweckzusammenhang“, so sind wir da ja in der Sache von unserem Autor so sehr weit nicht verschieden, wenn wir auch weiter folgern müssen als er. Freilich heisst es auch hier sich hüten, dass nicht durch die Vermengung genetischen und funktionellen Betrachtens Verwirrung entsteht. Ein Beispiel erläutere das. Genetisch bedingt das Bedürfnis des Zusammenwohnens die Bauordnung, aber diese hat sodann die Funktion, die einzelnen Baubedürfnisse nach sich zu regeln. Ganz ebenso aber regelt der Gedanke allgemeinen Zusammenhangs die Zwecke, nicht aber sie ihn, ob er gleich aus ihren Bedürfnissen entstanden ist.

Aber damit wollen wir uns nicht weiter aufhalten, sondern nunmehr zu der Frage übergehen, wie es möglich ist, dass Ehrenfels von den Grundlagen, die er gelegt hat, zu so etwas wie Zielfolge u. dgl. mehr überhaupt gelangen kann. Wir haben gesagt,

dass dies unmöglich ist. Er muss also durch eine Reihe von Subreptionen, die ihm selber unbewusst bleiben, das Ergebnis gefunden haben. Wir wollen zum Behufe dieses Nachweises die Art, wie er seine Gefühls- und Begehrungstheorie entwickelt, und sodann die Mittelgedanken, die ihn zu seiner Wertlehre leiten, genauer prüfen. Auf eine mühsame Arbeit muss sich der Leser dabei freilich gefasst machen. —

Seine Theorie des Fühlens und Begehrens liefert Ehrenfels in den ersten 41 Seiten, sowie in einer besonderen „Theorie des Begehrens“ im letzten Drittel des ersten Bandes. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, dass es ein besonderes „psychisches Grundelement“ „Begehren“ nicht gebe. Was wir so nennen, sei nichts als die, eine relative Glücksförderung begründende Vorstellung von der Ein- und Ausschaltung irgend eines Objekts in das oder aus dem Kausalgewebe um das Zentrum der gegenwärtigen konkreten Ichvorstellung.

Gegen diese Behauptung hat Natorp bereits (Sozialpädagogik S. 51) mit Recht geltend gemacht, dass die Vorstellung von einer Glücksförderung stets gegenwärtig ist, auch wenn sie auf etwas Künftiges geht, aber noch keine aktive Richtung auf das Künftige enthält. Wir wären dann in der That, wie bei irgend einem erwarteten Naturereignis, blosse Zuschauer.

Aber dieser Gedanke ist, abgesehen hiervon, durchaus nicht überall logisch durchgeführt. Schon S. 6 fasst Ehrenfels das Wünschen, Streben und Wollen als „psychische Akte“, „welchen es gemeinsam ist, auf ein bestimmtes Ziel, oder einen Zweck, gerichtet zu sein“. Dieser Satz kann indes ebensowohl in genanntem wie in anderem Sinne gefasst werden. Wenn Verf. dann (S. 223) das Streben ein Wünschen einschliessen lässt, oder (221) Streben und Wollen vom Wunsche so unterscheidet, dass beim Streben gewisse Bewegungsempfindungen, beim Wollen gewisse Urteile hinzutreten, so kann man das auch mit einigem guten Willen mit jenem Ergebnis in Einklang bringen. Aber wenn er (222) von der zuversichtlichen Erwartung spricht, dass das Gewünschte infolge des eigenen Strebens auch eintreten werde, so ist eine derartige Auslegung nicht mehr möglich. Das eigene Streben ist hier allzu entschieden selber als Aktivum

gefasst, keineswegs aber als etwas, zu dem gewisse Bewegungsempfindungen nur hinzutreten.

Dies Schwanken scheint auf einem anderen Fundamentalfehler des Verfassers zu beruhen. Wir deuteten schon oben darauf hin. Er betrachtet das Ganze als die Summe seiner Teile, nicht als einen Zusammenhang, in dem die Teile sich in funktioneller Verknüpfung befinden. Diese atomistische Betrachtung, die ja auch sonst noch vorkommt, die z. B. den Staat als Summe von Individuen, den Wert als Summe von Einzelwertungen ansehen lässt, beherrscht das Denken von Ehrenfels völlig. Das „Ich“ ist ihm deshalb nicht etwa die bewusste konzentrierende Funktion, die Gegenwärtiges mit Zukünftigem und Vergangenem eint, die z. B. die oben dargelegte Einheit von Trieb, Ziel, Mittel bedingt (ja nicht verursacht): es ist ihm vielmehr (203) „eine Summe aller gegenwärtigen inneren und äusseren Wahrnehmungen“. Das ist ebenso, wie wenn man in einem Bauwerk eine Summe von Steinen, in einem Buch eine Summe von Wörtern sehen wollte. Dass das, was das Bauwerk zum Bauwerk, das Buch zum Buche macht, etwas ganz anderes ist, als jene Summe, dass diese Summe nur Voraussetzung ist, das ist Ehrenfels ganz verborgen.

Aus diesem Fehler ist es wohl zu verstehen, dass er fortwährend laviert zwischen dem Anteile, den das Gefühl, und dem Anteile, den die Vorstellung an dem Wollen und Streben hat, und dass er da nie mit sich ins klare kommt. An einigen Stellen (S. 8, S. 23) ist z. B. die Stärke des Begehrens einzig bedingt durch den Gefühlsanteil; der Einfluss des Denkvermögens beschränkt sich darauf, dass es die Vorstellungen der begehrbaren Objekte, die Mittel und Urteile darüber beistellt; dann aber wird (207) der Vorstellung die Rolle des Weichenstellers zuerteilt, der durch einen gelinden Druck die folgenreichsten Verschiebungen gleichsam zum Einschnappen zu bringen vermag. Das sind unausgleichbare Widersprüche.

Ehrenfels scheint wirklich Gefühl und Vorstellung als heterogene nebeneinanderliegende Bestandteile, daraus das Ich sich summiert, anzusehen. Daraus erklärt sich vielleicht auch, dass er das Streben

eliminieren will, weil er merkt, dass es sich isoliert gar nicht fassen lässt. Aber das Gefühl lässt sich ebenfalls nicht für sich fassen. Einen Zahnschmerz, dessen ich mir nicht bewusst bin, weil ich an Anderes denke, fühle ich nicht, obwohl die physiologische Disposition fortdauert. Und schwerlich möchte es, wie auch A. Riehl richtig bemerkt, einen Gedanken geben, dem nicht ein Gefühlston zugehörte. Gedanke, Gefühl, Wille sind nicht drei Bestandteile, daraus das Bewusstsein sich zusammensetzte, sondern drei integrierende, untrennbare Seiten im Flusse des bewussten Lebens. Von ihnen tritt einmal die eine, einmal die andere Seite deutlicher hervor und dann benennen wir den ganzen Vorgang nach der am stärksten hervortretenden Seite.

Bei solcher, durch die Analyse des Thatbestands an die Hand gegebenen Auffassung fallen viele der Rätsel, an denen der Verfasser sich abmüht, von selber hinweg, zumal wenn man die genetische und die funktionelle Betrachtungsweise gesondert hält. Im Werden gehen die Entwicklungsstufen vom bloss organischen Bewegen über blinden Drang zu dem (des Zieles aber nicht der Mittel bewussten) Triebe und zum eigentlichen Willen. Jede höhere Stufe aber enthält die niedere in sich. Der Trieb bildet z. B., wie Natorp mit Recht sagt, die dauernde Grundlage auch des höchsten sittlichen Thuns.

Aber wenn wir von der Genese absehen und bloss den Willen als solchen untersuchen, so haben wir gar nichts als Analyse der praktisch bewussten, auf das Ziel gerichteten Aktivität vorzunehmen. Das Bewusstsein selber ist, wie gesagt, die konzentrierende Funktion, die den Gefühlsantrieb, dessen Ziel, die Mittel zu ihm und die auf die Mittel gerichtete Aktivität einheitlich verknüpft, und damit funktionell die Handlung bestimmt.

Von solch klarer Unterscheidung aus fallen alle die künstlichen Erörterungen von Ehrenfels über Gefühlsdispositionen, die da bestimmen, und von relativer Glücksförderung, (bei denen sich ebenfalls genetische und funktionelle Erwägungen vermengen), als für unseren Gegenstand irrelevant hinweg. Auch die ewig wiederholte Bestreitung Kants und der Kantianer mit dem Hinweise, das Vernunftgesetz als solches könne nichts aus sich heraus ver-

ursachen, wird gegenstandslos. Dass das Vernunftgesetz als begriffliches Abstraktum ebenso wenig Sittlichkeit erzeugen, wie ein Bauplan Häuser bauen kann, ist eine billige Weisheit. Aber dass die nach dem einen Bauplan arbeitenden Kräfte ein anderes Haus erzeugen, als die nach dem anderen Bauplan arbeitenden, oder dass behauene Steine beim Bauen anders wirken als unbehauene, das ist doch selbstverständlich. Und so sollte es auch endlich selbstverständlich sein, dass ein in gegebener Weise vernunftbestimmter Lebensakt anders wirkt, als ein nicht vernunftbestimmter Akt.

Gehen wir von hier aus zu der Wertableitung von Ehrenfels über. Auch in ihr kehren die genannten und verschiedene andere Vermengungen wieder, ohne dass er es merkt.

Bei der ersten Zusammenfassung seiner Werterörterung sagt er (S. 65): „Wert ist diejenige Beziehung zwischen einem Subjekt und einem Objekt, welche ausdrückt, dass letzteres von ersterem begehrt wird, oder dass durch die Vorstellung von einem Objekt ein auf der Lust- und Unlustskala höher gelegener Zustand bedingt wird“, als durch die „Vorstellung vom Nichtsein des Objekts“. Diese beiden durch „oder“ verbundenen Sätze enthalten einen unausgleichbaren Widerspruch. Im ersten Satze ist von einem Grunde des Begehrens nicht die Rede; das Begehren wertet das Begehrte autonom; im zweiten Falle wird der Wert durch die Vorstellung bedingt, es wird gewertet für das Begehren: dieses ist also heteronom. Was ist nun Wert? Was misst ihn?

Der Verfasser giebt keine Antwort, sondern dekretiert: „Die Grösse des Werts ist proportional der Stärke des Begehrens, sowie dem Abstande zwischen den beiden charakterisierten Gefühlen“ (65). Wie da eine Grösse gemessen werden soll, ist völlig unverständlich. Wenn ich, falls ich ein Haus bauen will, die Menge der dazu nötigen dinglichen Werte und Arbeiten feststellen will, so berechne ich sie einfach und frage: Wieviel ist zu solchem Hause nötig? Und welcher Art muss es sein? Diese Werte sind eben für ein gegebenes Haus erforderlich, ganz unabhängig vom Begehren. Das Begehren kann nur sagen, ob es das Haus haben will oder nicht, aber keine Werte messen. Wie solche Wertung aus der Stärke des Begehrens oder der Gefühlsdifferenz hervor-

gehen soll, ist ganz unerfindlich. Es liegt hier wieder die Vermengung von der Ursache, die ein Werten bewirkt, und der Wertbestimmung selber vor. Die psychische Voraussetzung der Existenz von Wertungen wird zum Massstabe des Wertes erhoben.

Wohl kann man populär sagen, das natürliche Begehren werte, indem es begehrt. Aber das ist dann doch keine Wertbestimmung, noch macht es solche möglich. Mag man das immerhin als ursprüngliche Wertung bezeichnen; die Wertmessung ist doch nur möglich, wenn man objektive Beziehungen untersucht. Und sogar dann, wenn man die Stärke subjektiven Begehrens messen will, kann man es nur so thun, dass man durch Steigerung oder Verminderung, durch Vereinfachung oder Komplizierung objektiver Elemente den Augenblick bestimmt, wo ein subjektives Begehren einsetzt oder aufhört. Durch Herumwühlen in den subjektiven Gefühlen und deren Differenzen erreicht man da gar nichts. Da werden Ursuchen und funktionelle Bestimmungen unterschiedlosvermengt und alle Methodik, die doch Ehrenfels so hoch halten möchte, geht unrettbar in die Brüche.

Das zeigt sich in ganz auffallender Weise, wenn wir die Varianten und Derivate betrachten, die Ehrenfels aus dem allgemeinen Wertbegriff ableitet. (S. 66ff.)

Von „Derivaten“, d. h. wirklichen Ableitungen, habe ich gar nichts zu entdecken vermocht. Eventuell könnte man etliche der „Varianten“ genannten Fälle so bezeichnen. Aber so oder so, die Ableitung ist da mehrfach geradezu verblüffend.

Zu den Varianten werden nämlich unter anderen auch die Durchschnitte gerechnet. Für den Wert, der für ein gewisses Subjekt zu bestimmter Zeit so, zu anderer Zeit anders gilt, soll ein Durchschnitt gesucht werden, z. B. für ein Kind, das zu viel Süssigkeit gegessen hat, und sie nun nicht mehr so wertet wie vorher. Das ginge schon, indem man in oben bezeichneter Weise das objektive Durchschnittsmass von Süssigkeiten bestimmte, das ein Kind in einem grösseren Zeitraum bei völlig freier Verfügung darüber zu sich nähme. Aber was ein Durchschnittsbegehren sein soll, das ist schlechthin nicht zu begreifen. Von Gefühlen und Begehrungen als solchen kann man keine Durchschnitte nehmen, nur von Quanten.

Sodann redet Verfasser weiterhin von einem Normalzustand der Dispositionen. Das liesse sich wieder hören, wenn in genanntem Falle das Begehren nach Süssigkeit beim Kinde im wesentlichen derart ist, dass es nur eine der Gesundheit zuträgliche Menge zu sich nimmt. Aber wie Ehrenfels von seinen Voraussetzungen aus zu solcher Norm gelangen kann, ist schlechterdings unerfindlich. Nach seiner Grundvoraussetzung bestimmt ja das Begehren selbst. Und hier wird doch eine Norm für das Begehren gefordert; es wird also eine höhere Instanz über das Begehren gesetzt. Woher stammt diese Instanz bei Ehrenfels? Aus dem Nirgendlande. Es ist nirgend in seinen Voraussetzungen eine Anknüpfung dafür zu finden. Wohl hat er ja späterhin von dem Werte der Abstraktion geredet; aber in seiner Grundlegung (z. B. S. 9) hat er sie geradezu methodisch abgewiesen. Nun macht er, durch eine blitzgleich vom Himmel gefallene Subreption, eine Anleihe bei dem zuvor abgewiesenen Gedanken, um das Gefühl als „normal" zu bestimmen. Dass damit seine Methode selber zusammenbricht, merkt er nicht; hier nicht, und gleich nachher nicht, wo er — ebenfalls unter den Varianten — von dem „imperativischen Werten der Ethik" redet, denn auch in Bezug hierauf gilt das eben Gesagte; ebenso für den ökonomischen Wert. Betreffs seiner vertritt Ehrenfels, wie gesagt, den Standpunkt der österreichischen Schule, die ebenfalls grundsätzlich die Ursache aller ökonomischen Wertbestimmung, die Nützlichkeit, mit den funktionellen Gründen der Wertbestimmung vermengt, die ökonomische Nutzgrenze als Grenznutzen zum Wertmass erhebt. Damit dürfte sie, weit entfernt davon, „ihr gewaltiges Arbeitspensum nahezu bewältigt zu haben", wie Ehrenfels meint, die Oekonomie methodisch in eine grössere Unklarheit und Verschwommenheit zurückgeführt haben, als sie in der Zeit geherrscht hat, wo man ohne weiteres die Werte aus Nachfrage und Angebot zu bestimmen suchte. Hierauf hier näher einzugehen ist jedoch nicht am Platze; es genügt zu betonen, dass die letzten methodischen Grundlagen dieser Schule von der vorstehenden Kritik mitbetroffen sind.

Dagegen ist es nötig, noch einige Worte über Ehrenfels' Grundlegung der Ethik, die sich im zweiten Bande findet, zu sagen.

Gleich von vornherein (II, S. 2) stellt Verfasser zwei Ansichten in einer Ausschliesslichkeit gegenüber, die charakteristisch ist wie die zu Anfang genannte Alternative. Auf dem einen Pole stehen ihm die unbedingten oder kategorischen Imperative — wobei anmerkungsweise gesagt wird, dass sie „noch nicht" der Imperativ Kants zu sein brauchen. Auf dem anderen Pole steht die relativistisch-historische Auffassung der Ethik. Danach muss es aussehen, als wäre Kant der exklusivste der Kategoriker.

Die fast „absolute" Blindheit dieser in echt metaphysischer Weise an ihre empirischen Data gebannten Richtung ist kaum drastischer von dem boshaftesten Spötter zu charakterisieren, als sie es hier selber thut. Verf. hat auch nicht eine blasse Ahnung davon, dass gerade Kant mit seinem formalen kategorischen Imperativ der „relativistisch-historischen" Auffassung der Ethik die Bahn erst prinzipiell frei macht, und den wissenschaftlichen Grund legt, von dem aus wir uns von den inhaltlich bestimmten, angeblich ewig giltigen Imperativen der vergangenen Zeit befreien können. Freilich besteht diese wissenschaftliche Leistung Kants weder in der etwas scholastischen Formulierung noch in der metaphysischen Freiheitslehre, die er dabei zu Tage fördert. Sie besteht einzig in seiner Einsicht in das Grundgesetz des Handelns, das „Reich der Zwecke", d. i. eines freien, gegliederten, einhelligen Zusammenhangs menschlichen Handelns. Daraus geht der Gedanke, dass solch ein Reich ein Reich freier Persönlichkeiten sein müsse, von selber hervor; denn Unterdrückung und Knechtschaft sind Antagonismen, keine Einhelligkeit.

Ferner geht daraus hervor der wichtige Gedanke, dass keine Handlung, welcher Art sie auch sei, für sich gestellt, gut oder böse genannt zu werden verdient, sondern nur durch Beziehung auf den Zusammenhang, in dem sie sich befindet. Was den allgemeinen Zusammenhang von Zwecken fördert, das ist gut, was ihn auflöst, ist schlecht, und der Wille ist gut oder böse, je nachdem er auf Förderung oder Nichtachtung vielleicht gar Auflösung solchen Gesamtzusammenhanges gerichtet ist.

Dass diese Einhelligkeit genau in derselben Weise, wie die logische Einhelligkeit zu fordern ist, haben wir schon oben angedeutet. Von Polizeiforderung ist da nicht die Rede. Der Unterschied von der logischen Beurteilung ist nur darin begründet, dass jene bloss die Einsicht, diese aber auch die Willensrichtung ins Auge fasst. Kant spricht freilich von „absoluter“ Forderung; und ein solches Wort hat allerdings metaphysischen Beischmack. Wir geben es darum gerne preis. Aber die Thatsache selber ist so einfach, dass es Wunder nimmt, wie sich dagegen immer noch Einwände erheben können.

Man nimmt ferner am Begriff des „Formalen“ Anstoss und bedenkt nicht, dass sämtliche Urteile über Vollkommenheit und Unvollkommenheit, gleichviel auf welchem Gebiete es sein mag, einzig formaler Natur sind. Wo es sich um Quantitäten handelt, z. B. bei der Frage nach der Menge von Speise, die zum gesunden Leben, der Menge Eisen, die zu einem Thürschloss nötig ist, da gilt der Satz der richtigen Mitte. Wo aber von der Vollkommenheit — selbst nur eines Thürschlosses — die Rede ist, da tritt die formale Beurteilung ein, ob es im Zusammenhang all seiner Teile richtig funktioniert. Damit entsteht selbst hier die unendliche formale Aufgabe, dies Ineinandergreifen aller Teile immer sicherer zu verbürgen.

Dass da freilich Material zu Grunde liegen muss, das ist natürlich; und dass das Material geeignet sein muss, ebenfalls. Aber schon letzteres ist eine formale Frage. Ganz so versteht es sich, wenn es sich um sittliche Vollkommenheit handelt, von selber, dass da Zwecke zu Grunde liegen, also auch Ursachen der Zwecke, Gefühle etc. vorhanden sein müssen. Wenn da freilich Kant einmal sagt, es müsse unser höchstes Bestreben sein, von sinnlichen Antrieben thunlichst frei zu werden, so kann ich dem nicht beitreten. Aber jedenfalls hat er recht, wenn er betont, dass in der psychologischen Erörterung dieser Antriebe nichts von dem zu finden ist, was wir hier zu suchen haben. Man müsste dann gerade, wie es Lipps, der uns sonst nahe steht, thut, dem Worte „Psychologie“ eine über die Massen erweiterte Bedeutung geben.

Wir wollen eine sittliche Gesetzlichkeit ableiten. Das

kann die Psychologie nicht. Sie kann es logisch nicht, weil die Psychologie keine logischen Gesetze ergiebt, sondern unter ihnen arbeiten muss. Sie kann es technisch nicht, weil Gefühle und Begehrungen einzelne Daten sind, deren Beziehungen nicht in ihnen selber liegen können.

Nein! Der Gegensatz der ethischen Grundrichtungen ist anders zu formulieren, als ihn Ehrenfels oben formulirt hat. Es handelt sich nicht um einen Gegensatz von unbedingten und relativistischen Imperativen, sondern um einen fundamentalen Gegensatz zwischen der formalen, aller ausgebildeten Wissenschaft gemeinsamen Methode, und allen den Methoden, die von einem inhaltlich bestimmten Prinzip ableiten wollen. Letztere sind sämtlich metaphysischer Art, gleichviel ob sie ein Prinzip des Gebietens oder des Glaubens oder des Denkens oder des Gefühls und Begehrens als bestimmende Instanz zu Grunde legen.

Verf. will nun scheinbar ganz objektiv die beiden von ihm statuierten Richtungen prüfen, durch eine „psychologische Untersuchung der ethischen Thatbestände"; er will „vorläufig die Ethik als eine Psychologie der sittlichen Wertthatsachen aufgefasst und betrieben" haben, wobei die Frage nach dem Resultat noch offen bleibt.

Diese Methode ist nach dem eben Gesagten unmöglich und kann überhaupt kein Resultat erzielen. Sie kann wohl die „Wertthatsachen", die nun einmal herkömmlicherweise als sittlich angesehen werden, in Bezug auf ihre psychischen Verflechtungen erforschen, und das kann eine recht verdienstliche Arbeit sein. Aber sie kann auch kein Titelchen darüber zu entscheiden sich herausnehmen, ob und wie weit diese sittlichen Wertthatsachen mit Recht oder mit Unrecht „sittlich" genannt zu werden verdienen. Thut sie das doch, dann setzt sie entweder die Hauptfrage als schon gelöst voraus, oder übt wiederum unbewusst eine Erschleichung.

Letzteres thut Verf. genau in derselben Weise, wie wir es schon bei der Betrachtung der Wertungen im allgemeinen wahrgenommen haben.

Zwar seine Fragestellung (S. 12) wollen wir nicht an sich

verwerfen: „Zeigen diejenigen Thatsachen, welche man im praktischen Leben gemeiniglich als sittlich und unsittlich bezeichnet, etwas Gemeinsames? Und worin besteht dieses Gemeinsame?“ Auf Grund dieser Frage könnte man ganz wohl neben anderem Gemeinsamen auch das Kriterum finden, das für gut und schlecht bezeichnend ist. Ebenso wenig ist daran Anstoss zu nehmen, dass er den Gedanken der Billigung und Missbilligung, also den Gedanken der ethischen Wertung, als ausschlaggebend ansieht. Ferner ist ganz richtig, dass er das Wertobjekt zunächst vom Wertsubjekt scheidet, als ersteres zunächst die menschlichen Handlungen ins Auge fasst und hier Absicht und Zweck (worunter er das Ziel versteht) von den zu Grunde liegenden „Begehrungs- und Gefühlsdispositionen“ trennt (17).

Und nun steht er vor der Pforte zur Wahrheit mit den Worten: „Hiernach könnte man zur Meinung gelangen, der Zweck in Vereinigung mit den Mitteln, d. h. also die gesamte Absicht sei in gleicher Weise das Bestimmende für unser ethisches Werten“.

Aber da öffnet er die Thür nicht, sondern lässt sich irre machen durch den Gedanken, dass jemand, wenn er gemeinnützige Unternehmungen aus Menschenliebe schafft, beifällig gewertet wird, aber Missfallen erregt, wenn er das Gleiche aus Ehrsucht thut (21). Ehrenfels folgert daraus, dass „das Vorhandensein oder Fehlen von Begehrungs- und Gefühlsdispositionen das einzige direkte Objekt ethischer Wertung sei“ (23). Sie sind ihm zugleich das „tieferliegende, für die Wertung direkt massgebende Bestimmungsstück“, während Zweck, Mittel etc. „nur die Rolle von Indizien übernehmen“ (21).

Damit ist wieder, wie früher, alles auf den Kopf gestellt. Ursachen und Beweisgründe können wieder lustig ineinanderfliessen. Aber noch anderes ist zu beanstanden.

Zunächst ist es einseitig, zu folgern, dass die Motive die einzigen und direkten Objekte ethischer Wertung deshalb seien, weil wir dieselbe Handlung je nach ihren Motiven einmal billigen, einmal missbilligen. Werten wir denn nicht in solchem Falle auch die Handlung direkt? Ich glaube doch.

Wir haben erstlich, wie Verfasser nur angedeutet, aber nicht durchgeführt hat, Wertsubjekt von Wertobjekt zu scheiden. Dann erst fragen wir, warum wir das Motiv des Wertsubjekts bei der einen Handlung billigen, bei der anderen missbilligen. Die obige Handlung billigen wir doch in beiden Fällen. Warum denn sie? Doch wohl, weil wir sie für den Zusammenhang zwischen den menschlichen Lebensbeziehungen für förderlich halten. Das mag uns unklar bewusst sein; wir mögen darin irren. Immerhin aber ist das überall da, wo Ueberlegung, kein Dogmatismus waltet, wenn auch unbewusst, unser Kriterium. Bei dem Kampf um die Flotte in Deutschland drehte sich der ganze sachliche Streit darum, ob sie für die Aufrechterhaltung des Friedens und für das Vaterland förderlich sei. Man kann solchen Streit den Streit um das sittlich Richtige nennen. Wenn wir aber nun von hier aus zu den Motiven hinübergehen und fragen, unter welcher Bedingung sie gut genannt zu werden verdienen, welche Antwort erhalten wir da? Doch wohl die, dass, das sittlich Richtige zu erstreben, der Grundsatz all unseren Wollens sein müsse, wenn wir den Beweggrund gut nennen sollen.

Dies ist der Grund, warum wir, wenn jemand gemeinnützig handelt, um einen Orden zu erhalten, zwar die Handlung selber, aber nicht das Motiv billigen. Und so thun wir es allgemein. Wir billigen zumeist Wohlthätigkeitssinn, Höflichkeit, Ehrliebe, Mutterliebe; aber sobald selbst diese, gewöhnlich löblichen Dispositionen blindlings wirken, sobald nicht gefragt wird, ob die besondere Handlung auch sittlich richtig sei, so verurteilen wir selbst solche Motive. In vielen Fällen haben wir die richtige oder falsche Richtung eines Motivs schon im Worte mitbezeichnet, so, wenn wir die falsch gerichtete Mutterliebe Affenliebe oder die richtige Ehrliebe Ehrgefühl nennen. Unklarheit hierüber giebt zuweilen zu drolligen Wortstreiten Veranlassung, z. B. ob es gut sei, nach eigner Ehre zu streben etc.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, dass wir niemals die Dispositionen als solche, ebenso wenig wie die Handlungen als solche werten. Ihre Wertung erhalten sie stets nur durch die Gesamtbeziehung, in der sie gedacht werden. Das nennt man

eben formale Beurteilung. Im Gegensatz dazu findet dann, wenn man die Gefühle oder Handlungen oder Gebote an sich gut oder schlecht nennt, wie es alle Dogmatiker thun, eine materiale Beurteilung statt. Der Dogmatiker macht seine sittlichen Prinzipien wie seine Thürschlösser nach der Schablone. Sie ist ihm das Vollkommene.

Weiter aber ergiebt sich daraus, dass die Dispositionen und Gefühle, weit entfernt davon, die direkten Objekte ethischer Wertung zu sein, vielmehr durchaus indirekt gewertet werden. Man kann sagen, die Beziehungen des sittlich Richtigen unter einander sind viel einfacher und leichter zu erkennen und zu werten als sittliche Güte. Diese ist, da man niemand ins Herz sehen kann — sich selber oft am wenigsten — eines der kompliziertesten, schwierigsten und indirektesten aller Probleme.

Das ist das Proton Pseudos von Ehrenfels, dass er diesen einfachen Sachverhalt umstülpt. Ein zweiter, fast schlimmerer Fehler aber gesellt sich hinzu. In dem ersten und zweiten der vorhin angeführten Sätze erscheinen die Begehrungen bezw. Gefühle wenigsten richtig als das Objekt, welches gewertet wird. Werden sie aber gewertet, so kann der Massstab, das Bestimmungsstück unmöglich in ihnen selber liegen. Ein Mass, das sich selber misst, ist ein unlöslicher Widerspruch. Nach dem dritten der angeführten Sätze aber sagt Verfasser, sie seien das für die Wertung massgebende Bestimmungsstück. Der Widerspruch ist gemacht, genau ebenso, wie bei der allgemeinen Wertbestimmung von Ehrenfels, wo das Begehren als Wertendes und dicht dabei als Gewertetes erschien. Das kommt wiederum daher, dass ein besonderer Entstehungsgrund der Handlung, die wir zu werten haben, mit dem Bestimmungsgrund des Wertes in eins zusammengeworfen wird, statt dass hier die allersorgsamste Scheidung stattfinden sollte.

Es ist selbstverständlich, dass dieser Grundfehler am Ausgangspunkt der so fleissigen und gelehrten Arbeit die ganze folgende Argumentation mehr oder weniger beeinflussen und daher methodisch unzureichend machen muss. Es kann niemals aus der Erörterung selbst ein Kriterium für richtig und falsch ent-

nommen werden, sondern überall muss eine fundamentale Neuprüfung stattfinden.

Wir könnten das noch an ein paar Beispielen zeigen; aber es ist sachlich nicht notwendig, da es sich aus dem Dargelegten logisch ergiebt; und es würde diese ohnehin zur Abhandlung gediehene Kritik allzu sehr ausdehnen.

Aber so weit glaubte ich sie ausdehnen zu müssen, einerseits des Verfassers halber, dessen redliches Wollen es verdient, dass man auf ihn eingeht und ihn nicht mit einer allgemein gehaltenen Verwerfung seiner Ansichten abthut, andererseits der prinzipiellen Bedeutung der Methode halber, die von ihm wie von Vielen noch heute als zureichend angesehen wird. Möchte er, und möchten die, die gleich ihm heute noch in solch weglosen Labyrinthen sich abmühen und unfruchtbaren Fleiss entwickeln, sich darauf besinnen, dass die Methode, nach der sie arbeiten, auch dem besten und redlichsten Streben keine Erfolge verheissen kann, sondern in immer wachsende Verwirrung führen muss. Andernfalls würden sie nach unserer Ueberzeugung die „beängstigenden Symptome der Dekadence", die Ehrenfels beklagt, nicht beseitigen, sondern nur mehren helfen.